Auf und nieder.

Roman von Ludwig Habicht.

(17. Fortsetzung und Schluß.)

Der Baumeister war sogleich nach seiner Freisprechung entlassen worden. Als er das Gerichtsgebäude verlassen wollte, fühlte er sich am Arm berührt; sich umschauend sah er seinen Schwager Schramm vor sich, der in einem Winkel des Saales der Verhandlung beigewohnt hatte. Mit weit aufgerissenen Augen starrte ihn Fritz an, als müsse er sich erst besinnen, wen er vor sich habe, und er fragte auch wirklich: „Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?"

„Aber Fritz, ich bin ja Dein Schwager, der Mann Deiner Schwester Alberta," erwiderte Schramm, mehr noch durch den starren Blick der unheimlich groß aus dem hager gewordenen Gesicht hervorschauendenAugen, als durch diese Frage beunruhigt.

Böster strich sich mit der Hand über die Stirn, als ob er da einen Nebel wegwischen müßte, und sagte, ins Blaue starrend: „Ach ja, ich hatte eine Schwester!"

„Du hast sie noch, und eine Mutter und Verwandte und Freunde, und sie warten alle auf Dich, komm, daß ich Dich zu ihnen bringe."

Und er wollte ihn am Arm ergreifen, aber Fritz machte sich ängstlich los und sagte: „Rühre mich nicht an; Niemand darf mich berühren, das bringt Unheil. Laß mich meines Weges gehen."

„Wohin, Fritz?"

„Ja, wohin?" fragte dieser und griff sich an die Stirn. „Wohin?"

Mit Mühe gelang es Schramm, ihn in eine Droschke zu bringen, um mit ihm nach seiner Wohnung in der Blumenstraße zu fahren, wo die tiefgebeugte Frau Böster bei ihm und ihrer Tochter die liebevollste Aufnahme gefunden hatte.

Auf Bitten der Schwiegermutter und seiner Frau war er nach dem Criminalgericht gegangen, um ihr so schnell wie möglich über den Ausgang der Verhandlung Bericht erstatten zu können. Nun brachte er ihr den Sohn sogleich mit, der freigesprochen, aber dennoch gerichtet war.

Es gibt Verbrechen, für die das Gesetzbuch keine Strafbestimmung hat, die aber die bürgerliche Gesellschaft durch Ausstoßung ahndet, und eines solchen hatte Baumeister Fritz Böster sich schuldig gemacht. Doch was fragt das Herz einer Mutter danach?

Frau Böster hielt den einzigen, geliebten Sohn, den sie seit dem traurigen Begräbnißtage ihres Gatten nicht wiedergesehen, in ihren Armen und weinte heiße Thränen, die ersten seit langer Zeit, die nicht blos Thränen des Kummers waren. Es schien ihr, als sei der Sohn ihr neu geschenkt, da er nun gelöst war von jener Frau, die ihr immer so wenig sympathisch gewesen und sich jetzt auch nicht entblödet hatte, ihn so arg zu verleumden. Für die Mutter stand er rein und schuldlos da.

Anfänglich schien es, als sei die Zärtlichkeit der Mutter vom günstigsten Einfluß auf Fritz; er überließ sich ihr wie ein verirrtesKind, das denWeg ins Vaterhaus zurückgefunden hat, und schon überlegte Schramm mit dem Consul Gundlach, was mit Fritz, nachdem er sich völlig erholt, zu beginnen sei, da seines Bleibens in Berlin, wie überhaupt in Deutschland, nicht sein konnte. Bald mußten sie jedoch inne werden, daß sie dafür nicht zu sorgen brauchten. Der Zustand momentaner Geistesabwesenheit, den Schramm an dem Schwager bemerkt, als er ihn vor dem Gerichtsgebäude in Empfang genommen hatte, trat immer häufiger und länger ein. Fritz wehrte sich, wenn man ihn berühren wollte, fing an zu weinen, verweigerte die Aufnahme der Nahrung, kannte Niemand mehr und verfiel endlich in Tobsucht.

Die zugezogenen Aerzte drangen auf seine Ueberführung in eine Irrenanstalt, wo es sich bald herausstellte, daß er zu den unheilbaren, aber auch zu den sanften und unschädlichen Irren gehörte. Sein Wahn bestand hauptsächlich darin, daß ihm Niemand zu nahe kommen, ihn Niemand berühren dürfe, weil er Alles, was in seinen Bereich komme, vergifte. Auch seine Schuld hatte sich furchtbar an ihm gerächt!

Der Zufall wollte es, daß an demselben Tage, an dem Böster in das Irrenhaus gebracht werden mußte, Alma Löbbeke ihre Hochzeit mit Herrn von Kolkwitz feierte; sie hatten den Ablauf des Trauerjahres nicht gänzlich abgewartet.

27.

Von den Zinnen des Schlosses Wiesenburg flatterte die Fahne mit dem Wappen der Grafen Ballerstädt lustig im Morgenwinde. Das Jahre hindurch von Fremden bewohnt gewesene Schloß hatte nach deren Abzug eine gründliche Erneuerung erfahren; die Scheiben glitzerten im Sonnenschein eines heiteren Maitages; Laubgewinde umgaben die große Eingangsthür und zogen sich an der ganzen Vorderseite des Gebäudes entlang; und wie das Aeußere, so hatte auch das Innere Festschmuck angelegt.

Gräfin Franziska war nach langer Abwesenheit wieder in das Schloß ihrer Väter zurückgekehrt, um daselbst wenn auch nicht dauernd, so doch zeitweise ihren Wohnsitz zu nehmen. Sie feierte an diesem wonne- und blüthenreichen Maitage ihre Vermählung mit dem Baron Botho v. Lichtenberg, und die Verlobten waren übereingekommen, daß sie den größeren Theil des Jahres in dem inmitten der zahlreichen Felder und Wiesen des Barons gelegenen Gutshause Lichtenberg wohnen, Fest- und Ferienwochen aber in Wiesenburg verbringen wollten.

Vom Schlosse bis zur Kirche hatten sich die Landbewohner aufgestellt; für Stunden ruhte heute die Arbeit in den Feldern und Gärten; ja selbst auf den Ziegeleien. Aus der ganzen Umgegend war man herbeigeströmt, das bräutliche Paar zu sehen, und es war nicht blos Neugierde und Schaulust, was dazu den Anlaß gegeben hatte, sondern bei vielen aufrichtige Theilnahme. Sie sprach aus den Mienen der schlichten Leute, sie gab sich aus den Gesprächen kund, mit denen man sich die Zeit des Wartens zu verkürzen suchte.

BaronBotho erfreute sich im ganzen Havellande einer großen Beliebtheit bei den bäuerlichen Besitzern, wie bei den Arbeitern und Tagelöhnern. Bei ihm fand der Hilfsbedürftige eine offene Hand, obwohl seine Mittel beschränkt waren; was aber noch mehr war, er hatte für jeden, der ihn darum anging, einsichtsvollen, sich als gut bewährenden Rath.

Selbsthilfe durch strenge Sparsamkeit, durch vernünftige Beschränkung der sogenannten standesgemäßen Ausgaben, durch unablässige, tüchtige Arbeit, durch Aufgeben des alten Schlendrians, durch kluge Benutzung der durch die Erfindungen und Erfahrungen gebotenen Hilfsmittel — so lautete das Rezept, nach dem er selbst verfuhr, das er anderen verschrieb, und durch dessen Befolgung er Lichtenberg und dessen Einkünfte trotz der schlimmen Zeiten gehoben hatte. Und was war erst von ihm zu erwarten, jetzt, wo ihm durch die Heirath mit derGräfin Franziska deren reiche Mittel zur Verfügung stehen würden!

Achtete und liebte man den Baron, so umgab die Gräfin eine Art romantischen Zaubers infolge des Geschicks, das sie betroffen hatte. Man erzählte sich von dem betrügerischen Bankier, der die arme Gräfin ihres väterlichen Erbtheils beraubt, vom Regierungsrath v. Boltenstern, der sich ihrer so nachdrücklich angenommen und Jahre hindurch unentwegt den Prozeß geführt hatte, den jener schlaue, geriebene Mann durch alle Instanzen hindurchzuziehen gewußt, Jahre, während welcher die Gräfin gezwungen gewesen, dem Schloß ihrer Väter den Rücken zu kehren, Jahre, während welcher sie an der Vereinigung mit dem Geliebten verzweifelt, während welcher der Baron sich in schweigender Sehnsucht nach ihr verzehrt hatte.

Man erzählte sich auch von dem alten Grafen und dessen vielen Wunderlichkeiten. Manche wollten ihm sogar andichten, er habe absichtlich den Depotschein in einer verborgenen Tasche seines Rockes mit sich begraben lassen. Andere widersprachen und bemühten sich, den wahren Sachverhalt festzustellen, wobei die Geister heftig aufeinander platzten. Viel einmüthiger war man dagegen in der Schilderung der Vorgänge, die das verschwundene Papier wieder ans Tageslicht gebracht. Der durch die in der Gegend wohlbekannten ehemaligen Diener des Grafen verübte Einbruch in die Gruft war längst kein Geheimniß mehr, die Einzelheiten hatten durch die Gerichtsverhandlung gegen Hedicke und Glaser weite Verbreitung gefunden. Obwohl man eine späte Abendstunde gewählt, um die Gruft noch einmal öffnen und den beraubten Leichnam des Barons wieder in eine würdige Lage bringen zu lassen, war doch auch dieser Vorgang nicht unbemerkt geblieben und ward jetzt mit vielen Ausschmückungen besprochen.

Nun aber erhob die Glocke der Dorfkirche ihre Stimme und der Brautzug nahte.

Zwischen dem Regierungsrath von Boltenstern und dem Bruder ihres Bräutigams, einem stattlichen Rittmeister in der Uniform der Gardedragoner, schritt Gräfin Franziska, umflossen vom gelbweißen Atlaskleide, umhüllt von dem lang herabfließenden Schleier, im blonden Haar den bräutlichen Myrtenkranz. Ihr folgte, geführt von der Gattin des Bruders und der ältesten verheiratheten Schwester, Botho v. Lichtenberg, die stattliche Gestalt zur vollen Höhe aufgerichtet, den Abglanz des Glückes auf dem männlichen Gesichte, in den treuen, ehrlichen Augen. Ihnen schlossen sich die anderen Schwestern mit ihren Gatten, der jüngere Bruder, ein schmucker Student, und noch einige Verwandte und Freunde an. So wenig zahlreich die Hochzeitsgesellschaft war, füllte sie doch die kleine Kirche bis auf den letzten Platz. Die Zuschauer mußten auf dem sonnenbeschienenen Kirchhof bleiben.

Sie hatten nicht allzu lange zu warten. Nach einem kurzen Orgelspiel hielt der alte Pfarrer eine schlichte Ansprache und segnete mit vor Bewegung leicht bebender Stimme das vor ihm knieende Ehepaar ein.

Bei dem prunkvollen Festmahle im Bankettsaale des Schlosses war der ganze Silberschatz des Ballerstädtschen Hauses zur Verwendung gelangt. Baron Botho selbst erblickte heute zum erstenmal diese Fülle herrlicher Tafelaufsätze, Schalen, Becher, Schüsseln, Teller und sonstiger Geräthe, die weit mehr noch als durch die Gediegenheit des Metalls durch die kunstvolle Arbeit die Bewunderung sämmtlicher Anwesenden erregten.

„Und da hat sich die Gräfin, die solche Schätze noch ihr eigen nannte, für arm halten können!" flüsterte Frau v. Regen, Bothos Schwester, ihrem Nachbar, dem Regierungsrath v. Boltenstern, zu.

„Sie war es doch," antwortete dieser sehr ernst, „denn wie hätte Franziska sich entschließen können, nur ein Stück dieser werthvollen Geräthe zu veräußern! Sie betrachtet sich nur als deren Hüterin; sie hat sie von den Vorfahren erhalten und sie müssen von ihr auf kommende Geschlechter übergehen."

28.

Jahre sind verstrichen.

Wenn auch in ganz anderen Kreisen und ganz anderen Verhältnissen sich abspinnend, läßt das Gleiche sich auch von Gustav und Alberta Schramm sagen. Sie sind ihrer einfachen, bescheidenen Lebensweise treu geblieben, obwohl das Vermögen, das Alberta nach dem Tode ihres Vaters als Erbtheil zugefallen war, sowie der Ertrag der von Jahr zu Jahr einen besseren Aufschwung nehmenden Fabrik es ihnen wohl gestatten würde, ein üppigeres Leben zu führen.

Noch immer befindet sich ihre Wohnung in der Blumenstraße, und sie möchten sie nicht mit der schönsten und vornehmsten im eleganten Westen vertauschen; sie haben jedoch schon zwei Stockwerke des längst von Gustav als Eigenthum erworbenen Hauses in Benutzung nehmen müssen, denn im Verhältniß, wie die Familie sich vergrößerte, hatten auch die Räume sich ausdehnen müssen. Um den großen, eirunden Tisch im SchrammschenSpeisezimmer reihen sich bei jeder Mahlzeit sieben gesunde, rothwangige Kinder mit blonden Haaren und hellen Augen, vier Knaben und drei Mädchen, welche das größte Glück derEltern bilden und von der Großmutter verhätschelt, ja verzogen würden, wenn die Eltern nicht in sehr verständiger Weise Wache hielten.

Frau Böster, jetzt eine weißhaarige Matrone mit einem stillen, gramdurchfurchten Gesicht, hat längst jede Sehnsucht nach einer Villa im Thiergarten aufgegeben und wünscht nichts Besseres, als in ihrem behaglichen Wohnzimmer in der Blumenstraße mit dem Strickstrumpf am Fenster sitzen, oder im Sommer sich im Garten hinter dem Hause aufhalten zu können.

In dem kinder- und liebereichen Familienkreise, der sie umgibt, hat sie das furchtbare Gericht, das über ihren Mann hereingebrochen, und das tragische Geschick, das ihren Sohn ereilt, wohl leichter tragen, aber nicht vergessen gelernt. Mit ängstlicher Scheu vermeidet sie, Leuten zu begegnen, die sie in früheren Tagen gekannt haben, und Tochter wie Schwiegersohn sind auf das Sorgsamste bedacht, ihr alles fernzuhalten, was trübe Erinnerungen in ihr erwecken könnte.

Sie vermögen das doch nur in beschränktem Maße. Frau Böster selbst besteht darauf, sich von Zeit zu Zeit die herbsten Seelenqualen zu bereiten. Nicht nur, daß sie das Grab ihres Gatten häufig besucht und für dessen Pflege sorgt, sie fährt auch in regelmäßigen Zwischenräumen nach Dalldorf, wo Fritz sein umnachtetes Dasein fristet. Nicht immer kann sie zu ihm gelassen werden und selten nur bricht, wenn er sie sieht, ein Strahl des Erkennens aus seinen blöden Augen; sie behauptet aber doch, er fühle, daß die Mutter in seiner Nähe sei, und das thue ihm gewiß gut.

Alberta und ihr Gatte haben nicht den Muth, sie in diesem frommen Wahn zu stören, und sind bemüht, durch verdoppelte Liebe und Aufmerksamkeit die traurigen Eindrücke, die sie von den Besuchen im Irrenhause mit heimbringt, zu mildern und zu verwischen.

Auch Rosa Böster lebt noch im Zuchthause und hat sich in die harte Lebensweise dort besser geschickt, als man der verwöhnten Frau zugetraut haben würde. Sie arbeitet ihr Pensum, ißt, was ihr vorgesetzt wird, und gibt zu Klagen keinen Anlaß, legt aber auch nicht die mindeste Reue über das von ihr verübte Verbrechen an den Tag und fragt auch niemals nach ihrem Gatten, von dessen Schicksal sie in Kenntniß gesetzt worden ist.

Jeder Faden, wie er sonst wohl noch Sträflinge mit der Außenwelt verbindet, ist für sie abgeschnitten. Vor Frau Böster darf der Name der Frau, die sie als Ursache des über ihren Sohn hereingebrochenen Unglücks betrachtet, nicht genannt werden, und auch die sonst so gute, weichherzige Alberta hat sich nicht entschließen können, sie jemals aufzusuchen. Die Vatermörderin flößt ihr ein Entsetzen ein, das sie beim besten Willen nicht zu überwinden vermag.

Daß Alma Löbbeke sich um die Schwester nicht bekümmert, ist bei dem Verhältniß, in dem sie zu einander gestanden, nur selbstverständlich. Die nunmehrige Frau v. Kolkwitz führte an der Seite ihres Gatten zuerst ein sehr vergnügliches Leben, ließ sich von ihm in eine mehr als zweideutige Gesellschaft führen und zu den tollsten Verschwendungen verleiten. In ihrer Verliebtheit hatte sie ihm auch die unumschränkte Verfügung über ihr Vermögen überlassen, und als ihr endlich die Augen aufgingen, da war es zu spät, seinem Treiben Einhalt zu thun. Es kam zwischen den Gatten zu Zerwürfnissen und sehr stürmischen Auftritten, und eines Tages war Herr v. Kolkwitz verschwunden, mit ihm die Soubrette eines Vorstadttheaters und der größte Theil des schon recht stark zusammengeschmolzenen Vermögens seiner Frau.

Alma sieht sich fortan zu einem recht bescheidenen, dunklen Dasein in einem Vorort Berlins verurtheilt. Der ergeizte und erwucherte Reichthum des alten Löbbeke hat seinen Kindern wenig Segen gebracht.

Hammers hat sich vom Geschäft gänzlich zurückgezogen und auch die Villa neben der Fabrik seinem Sohne und dessen Frau mit der sie umblühenden Kinderschaar zur alleinigen Benutzung überlassen. Das hübsche, weiße, rosenumrankte und von wohlgepflegten Gartenanlagen umgebene Häuschen, in dem er mit seiner Gattin den Altensitz aufgeschlagen, liegt aber in geringer Entfernung davon, denn Hammers hält den Tag für einen verlorenen, an dem er seine Enkel nicht gesehen und nicht dem Walten der Schwiegertochter in ihrer Häuslichkeit zugeschaut hätte. Er liebt Sophie sehr, und diese hat sich ihm und seiner Frau um so wärmer angeschlossen, als sie bald nach der Hochzeit ihre beiden Eltern kurz nacheinander durch den Tod verloren hat.

Im oberen Stockwerk der zur Fabrik gehörenden Villa haust eine schlanke Frau mit bleichem Gesicht, schmerzdurchfurchten Zügen und vorzeitig ergrautem Haar — Clelia Gundlach. Nach sturmbewegter Lebensfahrt ist sie zurückgekehrt in den Hafen, aus dem sie einst mit kecker Hand ihr Schifflein hinausgetrieben, einsam und arm! Nicht arm an Geld und Gut, denn sie gebietet über Millionen, wohl aber an Hoffnung, an Muth, an Freudigkeit, an allem, was das Leben lebenswerth macht.

Das Kind, dessen Ankunft sie mit so unsäglicher Freude begrüßt, das ihr ein Bote des Friedens, der Vergebung, das Unterpfand einer schöneren Zukunft erschienen, hatte alle diese Verheißungen erfüllt. In der gemeinsamen Liebe zu dem Töchterchen hatte ihr Herz sich auch für den Gatten erwärmt, ihre Ehe war eine wahrhaft harmonische, Clelia gleich liebenswerth als Frau wie als Mutter geworden.

Da raffte ein ganz plötzlich mit großer Heftigkeit auftretendes Leberleiden den Consul nach kurzer Krankheit hinweg, und wenige Monate später folgte ihm das kleine Mädchen, das dem Würgengel der Kinder, einem bösartigen Scharlachfieber, zum Opfer gefallen war. Nun war Clelia allein und von allen guten Geistern verlassen. Die alten schlimmen Gewalten erhielten wieder Macht über sie. Theodor Sanders' blutüberströmte Gestalt erhob sich von neuem, verfolgte sie im Schlaf wie im Wachen und trieb sie ruhelos umher.

Sie war aber keine Natur, um sich der Reue, der Buße zu überlassen, auch nicht in der Pflege der Armen und Kranken konnte sie eine sie ausfüllende Beschäftigung finden. Wohl gab sie reichlich und willig, kein Hilfsbedürftiger, der sich an sie wendete, ging unbeschenkt von dannen, kein wohlthätiger Verein, keine humane Stiftung wendete sich erfolglos an sie, aber sie konnte nur Geld geben, es widerstand ihrem Charakter, ihre Kräfte in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, und doch bedurfte sie irgend einer Aufgabe!

Da war sie zurückgekehrt zum Punkte, von dem sie ausgegangen. Die kostbare Einrichtung, das glänzende Heim, das sie in Berlin besessen, ward aufgegeben, die Equipage verkauft, die Dienerschaft entlassen. In schlichter Trauerkleidung, nur von einer einzigen Dienerin begleitet, war sie eines Tages in Sudenburg eingetroffen und hatte zu ihrem Bruder und ihrer Schwägerin gesagt: „Da bin ich, gebt mir in eurem Hause ein Zimmer, in dem ich wohnen, ein Bett, in dem ich schlafen kann, und einen Platz an eurem Tische, mehr bedarf ich nicht. Richte mir wieder mein kleines Comptoir ein, Ferdinand. Ich werde bei dir als Buchhalterin arbeiten."

Der Bruder, die Schwägerin und auch der Vater hatten sich viele Mühe gegeben, diesenEntschluß zu bekämpfen, die Mutter hatte aber gesagt: „Thut ihr den Willen! Es ist die einzigeWohlthat, die man ihr erweisen kann." Die stille, fein beobachtende Frau hatte das Wesen ihrer armen Tochter am besten begriffen.

Seitdem arbeitete Clelia von früh bis spät angestrengter und emsiger als eine bezahlte Kraft. Mit ihrer außergewöhnlichen Begabung und ihrem scharfen Verstande hatte sie sich bald in den Gang der Geschäfte hineingefunden und übersah dieselben vollständig. Die Fabrik befand sich im gedeihlichsten Betriebe und warf alljährlich eine Summe ab, die nicht nur den beiden Haushaltungen eine sehr angenehme Führung gestattete, sondern auch Ferdinand in den Stand setzte, recht ansehnlich zurückzulegen. Für Clelia war das aber lange nicht genug. Sie drang darauf, daß die Fabrik durch Neubauten vergrößert ward, knüpfte neue Verbindungen an, schaffte und arbeitete früh und spät, und es gelang ihr wirklich, das Werk zu einer Bedeutung zu bringen, wie ihres Bruders auf Thätigkeit gestellter, aber bescheidener Sinn nie erstrebt haben würde.

Nie war sie zu bewegen, theilzunehmen an der heiteren Geselligkeit, die Sophie und Ferdinand in ihrem Hause pflegten, nie besuchte sie ein Theater, ein Concert, eine Ausstellung, nie ließ sie sich bewegen, die Geschwister auf einer der Reisen, die diese in jedem Sommer unternahmen, zu begleiten, und auch für deren Kinder hatte sie kein besonderes Interesse. Sie war nicht unfreundlich gegen sie; aber sie machte sich auch nichts mit ihnen zu schaffen, und die Kleinen merkten das sehr wohl und gingen der bleichen, schwarzgekleideten Tante scheu aus dem Wege.

Es war in ihr eben alles erstorben . . . nur der Eifer für das Geschäft hielt sie künstlich noch aufrecht.

Eines Tages fand man sie denn mit der Feder in der Hand todt am Schreibtisch in ihrem kleinen Comptoir. Das Oel auf ihrer Lebenslampe war völligaufgebraucht, und diese erloschen.

In ihrem Testament hatte sie Ferdinand zu ihrem Universalerben ernannt und den Kindern ihrer Cousine Alberta reiche Legate vermacht. Sie hatte sie nicht vergessen, obwohl sie nach dem Tode ihres Mannes und ihres Kindes sie nie hatte wiedersehen wollen.

Clelias Tod riß keine Lücke in den Familienkreis; selbst die Eltern empfanden über den Verlust der einzigen Tochter nicht den Schmerz, den er unter anderen Verhältnissen ihnen verursacht haben dürfte. Sie hatte ihnen ja schon lange nicht mehr angehört, und sie gönnten es der Ruhelosen, daß sie endlich die Ruhe gefunden.

Ferdinand und Sophie fühlten sich durch Clelias Abscheiden von einer Last befreit, obwohl sie sich das selbst nicht eingestehen mochten. Die fieberhafte Hast, mit der bisher gearbeitet werden mußte, machte wieder der Ruhe und Gleichmäßigkeit Platz. Nicht nur erworben und errafft sollte werden, sondern auch genossen im besten und edelsten Sinne des Wortes.

In der Pflege des Guten und Schönen vereinigten sich die Gatten mehr und mehr, in diesem Sinne erziehen sie ihre Kinder, von denen der Aelteste in absehbarer Zeit wieder die Firma Hammers & Sohn zur Wahrheit machen wird, und in diesem Sinne ist auch nur das Leben lebenswerth.

Ende.

Der Weg ins Unglück.

Von F. v. Kapff-Essenther.

Es war in einem eleganten, modernen Herrenzimmer mit einer Ueberfülle kostbarer Rauchrequisiten. Da saß der Bankier Herr von Stammer, zurückgelehnt in eines der Lederfauteuils, die, wenn auch hoch „fashionabel", aber durchaus nicht bequem waren, und er sagte mit grollender Stimme:

„Es ist der Weg in's Unglück, aber der ganz direkte Weg."

Diese Worte galten einem jungen Paare, welches Hand in Hand vor ihm stand, Hand in Hand und doch ohne einander anzublicken.

Er, kaum mittelgroß, schmächtig, blaß, mit gewaltiger Mähne und scharfen, klugen, energischen Blicken, sie, kaum viel jünger als er, schlank und schön, und doch das süße Gesicht leicht verschleiert von melancholischer Mattigkeit. Sie war Hedda von Stammer, die Tochter des Bankiers, und der junge Mann an ihrer Seite einer der jüngsten Dichter, Hans Huberti, der kürzlich mit einem Trauerspiel aus Alt-Hellas einen großen Erfolg errungen.

Hedda von Stammer hatte früh ihre Mutter verloren. Ihre zwei älteren Brüder weilten im Auslande.

Der Vater hatte den Wünschen der begabten und ideal veranlagten Tochter entsprechend ein Haus gemacht, welches der vielbesprochene Mittelpunkt der jungen Künstler- und Schriftstellerwelt wurde. Es kamen junge Dichter, welche ihre neuesten Dichtungen vorlasen, Musiker, die geigten und Klavier spielten. Hedda machte auch Atelierbesuche, um werdende Bilder zu besichtigen.

„Denk' aber auch an's Heirathen," meinte der Vater, der voraussetzte, daß seine Tochter, seine kluge Tochter nur vernünftig wählen würde. Da versetzte sie: „Es hat noch Zeit, Papa — denn, weißt Du — darin werde ich meine eigenen Wege gehen."

Dabei sah sie so seltsam träumerisch vor sich hin, in eine unbestimmte Ferne. Und eines Tages sagte sie schlicht und einfach: „Lieber Papa! Ich habe meinen zukünftigen Gatten gewählt, es ist Hans Huberti, der Verfasser von „Die Zukunft"." Das sinnige Märchenspiel in Versen war sehr gelobt worden,aber es machte keine Kasse.

„Ich nehme Dich beim Wort,Papa," hatte Hedda gesagt. „Frei habe ich gewählt — hier ist er."

Und Hans Huberti hatte schlicht und recht gesprochen: „Zwar bin ich noch sehr arm, aber ich glaube eine Zukunft vor mir zu haben. Darum bitte ich um die Hand Ihrer Tochter. Wir haben uns auch sehr lieb!"

Darauf entgegnete der Vater zornig und energisch, daß er für solche thörichte Heirath nicht einen Pfennig hergebe. Hedda hätte das voraussehen können.

Und sie gab auch zu, daß sie alle Beide — Hans und Hedda — diese Weigerung vorausgesehen hätten. Doch hatte das junge Mädchen immerhin gehofft, der Vater würde sich umstimmen lassen. Aber das that er nicht. Entweder warten, bis ein wirklicher, d. h. ein Kasseerfolg da war, oder verzichten!

Nach einem einzigen Blick des Einverständnisses — einem anscheinend ganz flüchtigen — erklärten sie, daß sie auch „ohne einen Pfennig" heirathen würden. Und der Bankier-Vater gab seinen Orakelspruch von sich: „Es ist der Weg in's Unglück."

Nun lächelten sie zum erstenmale, ihrer Sache ganz sicher. Was waren ihnen — die eins von ganzer Seele — die Pfennige?

Aber dieses Lächeln reizte den Bankier-Vater. Sehr erregt rief er: „Wirklich — ich gebe keinen Pfennig! Es ist keine Redensart! Ich gebe Dir noch eine Woche Bedenkzeit, Hedda. Nein will ich nicht sagen, denn Du bist mündig. Und es ist nicht direkt eine Schande für mein Haus, daß Du den Huberti heirathest, es ist nur dumm und unpraktisch. Denn ohne Geld könnt Ihr nicht leben. Du, Hedda, bist verwöhnt, durftest Dir nie etwas versagen und hast keine Ahnung, was Entbehrung bedeutet. Dein Dichter — na, der wird den letzteren Punkt vielleicht genauer kennen. Aber er kann noch weniger leben ohne Geld. So kann er zu gar nichts kommen, ohne Geld, mein ich! Wenn Sie es zu Erfolgen bringen wollen, mein lieber Huberti, so müssen Sie sich gute Beziehungen schaffen, in der Welt leben, überall dabei sein, wenn etwas los ist, den oder jenen zu einer Flasche guten Weines einladen, bei den Diners tonangebender Damen erscheinen, nämlich „full dress" allerneuester Mode. Sie müssen auch in der Lage sein, unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit hier oder dort ein paar hundert Mark für die Kosten einer Probeaufführung zu riskiren. Genug, die Sache ist nicht zu machen! Ich bin kein Rabenvater, aber — laßt die Sache sein! Ich rath's Euch. Denn — obgleich ich der besagte Rabenvater nicht bin — hergeben kann ich nichts."

Worauf das junge Paar erklärte, sie wollten dennoch heirathen; worauf der Bankier-Vater wieder erklärte, es sei der Weg in's Unglück."

Lächelnd, Hand in Hand beschritten sie diesen Weg. Der Bankier war kein Rabenvater. Er richtete ihnen eine einfache, aber standesgemäße Hochzeit aus und gab eine bürgerlich-einfache, aber sehr anständige Aussteuer, dann die Kosten zu einer Hochzeitsreise nach Rom. Damit aber war die Sache erledigt.

Sie waren keine Kinder. Mochten sie sehen, wie sie weiter kamen.

Als sich Hedda von ihm verabschiedete, hatte er wiederholt: „Es ist der Weg in's Unglück. Aber wenn Ihr wirklich unglücklich sein werdet, d. h. an's Ziel gelangt, so kommt nur ruhig zu mir, denn ich bin kein Rabenvater, das wißt Ihr!" Sie versicherten jedoch,sie könnten nie unglücklich werden. Darauf wurde er unwirsch und man trennte sich kühl.

Huberti lebte mit seiner Frau zurückgezogen in einem recht entlegenen Vorort, nur in ganz losem und conventionellem Verkehr mit dem Vater. Das junge Paar hatte zwei Kinder, reizende kleine Mädchen.

Der große Erfolg für den jungen Dichter war noch immer ausgeblieben. Es gab nur Achtungserfolge nach langem schmerzlichem Warten; so mit der Tragödie „König David" und mit dem modernen Schauspiel „Der Zweikampf". Dazwischen schrieb Huberti Feuilletons für Blätter zweiten Ranges. Man half sich so durch und Beide, diese stolzen Selbstnaturen, Hans und Hedda, versicherten, sie seien glücklich, denn sie liebten einander und glaubten an die Zukunft. Zwar sie hatten große Sorgen, aber was wollte das sagen?

Und immer noch wartete der Bankier-Vater auf das ersehnte Zugeständniß, sie seien an ihrem Ziele, dem Unglück angekommen.

Der Mann, dieser Huberti, hatte wahrlich Unglück genug. Unendlich viel Dümmere, Unbedeutendere verdienten Geld mit Schwänken, Couplets, Ausstattungsstücken, aktuellen Possen. Das mußte für den Dichter doch schmerzlich sein. Aber gleichviel, ihm und seiner Frau war der Beweis nicht zu erbringen, daß sie unglücklich seien.

Indessen hatte Herr von Stammer selbst den Weg des Unglücks betreten. Ein, wenn auch leichter Schlaganfall hatte ihn gestreift, zum Theil gelähmt. Von seinen Söhnen war der eine ein „Globe-Trotter" geworden und ließ sich zwischen seinen jahrelangen Weltreisen nur ab und zu blicken. Der andere Sohn hatte eine amerikanische Erbin geheirathet und führte das väterliche Zweiggeschäft in Hamburg. Hedda aber, wie gesagt, wollte durchaus nicht unglücklich werden, zum großen Kummer ihres Vaters. Denn was hatte er nun von seinem Gelde?

Jedoch der bewußte Augenblick mußte kommen und er kam auch wirklich.

Eines Tages kniete Hedda, blaß, thränenüberströmt, an dem Lehnstuhl ihres Vaters: „Ach, mein lieber Papa! Diesmal ist uns alles schief gegangen! Hans konnte sein neuestes Stück nirgends anbringen. Und sein erster Roman ist schon dreimal zurückgekommen. Es ist kein Geld im Hause, die Miethe sind wir schuldig —"

„Genug, genug," sagte der Vater, die eine Hälfte seines Gesichtes war schwer beweglich, in der anderen malte sich Befriedigung. Auch seine Zunge war etwas lahm, doch bewegte sie sich noch immer.

Der Alte hob an mit einer Rede, die darauf hinzielte, daß sie Beide, seinem Rathe entgegen, den Weg in's Unglück betreten. Und es hätte nicht anders kommen können.

Und während er nicht ohne Mühe, aber doch sehr verständlich für seine Tochter, sich in diese Rede stürzte, wurde die Thür aufgerissen und Hans Huberti trat ein. Fast ohne zu grüßen, hob er seine weinende Frau auf und rief: „Du armes, armes Kind! Habe ich Dir nicht immer gesagt, daß, wenn wir einmal so weit sein werden, ich, nur ich, zu Deinem Vater gehen werde, denn ich allein bin der Schuldige. Hedchen hat es mir verrathen, wo Du bist."

„Aber Hans, ich bin doch die Tochter, natürlich ich."

„Nein, nein, Du Engel — ich —"

Und weinend fielen sie sich in die Arme.

Da richtete sich der Gelähmte auf. Ein seltsames Leuchten ging über sein Gesicht. Und er sprach fließender denn je in seinem Leben: „Ihr seid ja noch immer glücklich — glücklich." Und sie schluchzten „Ja."

Die Lähmung des Vaters schien behoben. Noch immer fließend, ja ausdrucksvoll erklärte er: „Es ist lauter dummes Zeug mit Glück und Unglück. Ich hatte Glück und war nie glücklich. Ihr hattet Unglück und konntet doch nie unglücklich werden. Es gibt gar keinen Weg in's Unglück, denn man kann überall und immer dasGlück finden."

Und nun versicherten die „Glücklichen", tief Erschütterten, ihr einziges Unglück sei, daß sie den Vater so trotzig vernachlässigt hätten. Das würden sie sich und einander nie verzeihen. Jetzt lallte er nur noch.

In derselben Nacht streifte ihn ein neuer Schlaganfall. Vorher hatte er — vor zwei Zeugen, dem Diener und einer Scheuerfrau — sein Testament geändert. Er fühlte wohl, es wäre vielleicht sein letzter, lichter Augenblick.

Er testirte: „Ich hinterlasse mein Vermögen zur Hälfte meiner Tochter Hedda Huberti, die andere Hälfte wird getheilt unter meine drei Kinder, meine eben genannte Tochter Hedda inbegriffen." Drei Tage später verschied er. . .

Für die Küche.

Kalbskopfragout. Ein gut gereinigter Kalbskopf wird eine Stunde gewässert, dann knapp mit Wasser bedeckt. Salz, ein Lorbeerblatt, Pfefferkörner, Suppenwurzeln und eine Tasse Essig werden daran gethan und langsam gar gekocht. Von den Knochen löst man alsdann alles Fleisch, träufelt etwas Citronensaft darauf und schneidet auch die Kalbszunge in Würfel. Man macht ein braunes Buttermehl, verkocht es mit der Brühe, giebt einen Löffel Perlzwiebeln, eine gehackte saure Gurke, eine Prise Zucker und 75 Gran Liebig's Extrakt daran, erhitzt das Fleisch darin und servirt das Ragout mit Kartoffeln.

Gedämpfte Enten. Zwei sauber geputzte, gewaschene Enten dämpft man in einer zugedeckten Kasserole mit wenig Wasser, einem Theelöffel Fleisch-Extrakt, einem Glase Weißwein, zwei Lorbeerblättern, zwei Gewürznelken, Salz, einem Bündchen Petersilie, Thymian und Basilikum langsam weich. Inzwischen röstet man in einem anderen Geschirr 15 Stück in Scheiben geschnittene feine Zwiebeln in 12 Unzen Butter hellbraun, überstreut sie mit etwas Mehl und vermischt sie während die Enten auf einer Schüssel angerichtet worden sind, mit der Brühe. Entfettet wird letztere, mit Citronensaft geschärft, mit den Zwiebeln über das Geflügel gegossen.

Gefüllter Kapaun. Hierzu wähle man recht fette Kapaunen, bereite sie gut vor und knöchele sie aus. Ein Pfund vom allerbesten Reis blanchirt man und kocht ihn in kräftiger heller Fleischbrühe gar, doch so, daß die Körner ganz bleiben; dann mischt und zieht man ein Pfund fein gehackten rohen Schinken, 4 Unzen frische Butter, 6 geschlagene Eier, etwas Muskatnuß, Prise weißen Pfeffer darunter, füllt die Mischung in den Kapaun, dämpft ihn in Fleischbrühe gar und richtet ihn, mit der folgenden Sauce übergossen, an: 3 Unzen Mehl schwitzt man in 4 Unzen Butter hellgelb, verrührt dies mit drei Viertel Quart guter heller Fleischbrühe (von der Kapaunenbrühe), ein halbes Quart sauren Rahm, etwas fein gehackte Petersilie und noch ein Viertel Quart kräftige Fleischbrühe und bringt dies unter Rühren bis zum Kochen.

Hammelrippchen. Die roh zubereiteten Hammelrippen werden, nachdem sie gesalzen und gepfeffert sind, auf zwei Seiten mit frischer Butter einen Augenblick auf starkem Feuer angedämpft und nach ihrem Erkalten nett zugestutzt. Unterdessen wird ein weißes Zwiebelmus zubereitet, das jedoch sehr dick gehalten werden muß, mit 4—5 Eigelb gebunden und auf dem Feuer noch einen Augenblick abgerührt, damit das Ganze mehr Bindung erhält. Diese Masse wird nun über jedes Rippchen zollhoch gewölbt aufgetragen; alsdann bestreue man sie mit Parmesankäse und weißen Semmelbröseln, was beides sehr fein gerieben zu gleichen Theilen genommen und zusammen vermischt wird. Hierauf setze man die Rippchen in eine mit Butter bestrichene flache Kasserolle, beträufle sie mit etwas zerlassener Butter, backe sie in einem heißen Ofen zu schön goldgelber Farbe heraus, richte sie im Kranze auf Schüsseln an, gebe etwas Bratensaft darüber und bringe sie alsdann zu Tische.

Gänse-Schwarzsauer. Zur Herstellung dieses Essens ist das Blut der Gänse erforderlich, das beim Schlachten aufgefangen und mit Essig gut verquirlt werden muß; es läßt sich auf diese Weise einige Tage, bis zum Gebrauch, an kühler Stelle aufbewahren. Benutzt wird das „Gänseklein" das gut gereinigt mit Suppengrün und einigen Gewürzkörnern in Wasser völlig weich gekocht wird. Ist dies geschehen, so gießt man die Brühe durch, giebt ihr einen Zusatz von Pfefferkuchen, 150 Gran Liebig's Fleischextrakt, dem Gänseblut, einige Gewürzekörner, verrührt sie gut, quirlt sie bis zum Aufkochen, schmeckt sie, wenn erforderlich, noch mit Citronensaft ab und thut zuletzt das Gänseklein hinein, das, in der Sauce heiß gemacht, mit Mehl- oder Semmelklößchen auf den Tisch gebracht wird.

Schinken in Bier. Eine nicht zu fette Schweinskeule klopft man tüchtig, dann mischt man auf 8 Pfd. Fleisch ein halbes Pfd. Salz, einen Eßlöffel Zucker und einen kleinenTheelöffel Salpeter und reibt die Keule 3 Tage je mit einem Drittel davon ein. Sodann legt man sie 14 Tage in eine Bratpfanne, beschwert sie, wendet sie jeden Tag und begießt sie mit dem ausgezogenen Saft. Vor dem Braten wird der Schinken mit Zwiebel gerieben und die Schwarte eingeschnitten. Mit Zwiebeln und etwas Kümmel wird der Schinken angebraten, sodann mit einem halben Quart heiß gemachtem Bier und einigen Löffeln Fleischbrühe und Bratenjus übergossen und im Ofen weich gedämpft und glacirt.

Warmer Schaumwein. Ein Viertel Pfund gestoßener Zucker wird mit 3 ganzen Eiern und 3 Eidottern recht schaumig geschlagen, wobei man nach und nach 1 Flasche Weißwein und die abgeriebene Schale einer Citrone hinzugiebt. Während des Schlagens wird die Flüssigkeit zum Kochen gebracht. Sobald dieselbe aufkocht, gießt man sie in eine erwärmte Kanne und servirt den Schaumwein in erwärmten Gläsern oder Tassen.

Buntfarbige Seidenstrümpfe reinigt man, ohne der Farbe zu schaden, indem man sie in kaltes Wasser legt, welches mit etwas Borax versetzt ist; nach einigen Stunden wäscht man sie mit sodafreier Seife, spült sie in reinem Wasser tüchtig aus und trocknet sie. Noch halb feucht, bügelt man sie von der linken Seite.